

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 117 (1991)
Heft: 8

Artikel: Spass dran haben, statt geistig strammstehen!
Autor: Knobel, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-602889>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Spass dran haben, statt geistig strammstehen!

Eine semasiologische Tragödie – was immer das auch sei.

VON BRUNO KNOBEL

Vor einem halben Jahrhundert wurden als Beweis für den dramatischen Zerfall unserer Sprache sogar Todesanzeichen bemüht. Allzu viele Verstorbene – so wurde geklagt – würden als Willy und Hedy, Fredy und Anny aufgeführt, und das sei – so meinte ein empörter Kommentator sprachreinigend – eine «semasiologische Tragödie» (was immer das bedeuten mag) und fügte ebenso wehmüdig wie weit aus verständlicher an, wie schön es doch «einst» gewesen wäre, als man sich noch nicht gescheut habe, sich offen zu Namen wie Betti, Charli und Vreni zu bekennen.

Es war damals die Zeit aufkommender Sprachpuristen, welche wortgewaltig die zunehmend fragwürdige sprachliche Verfeinerung von biederer Gaststätten wie Rössli, Bären und Eintracht in «Old Swiss House» und «Wystüby Tea Room» beklagten und es als Sakrileg an unserem Dialekt bezeichneten, dass sogar in einer durchaus ländlichen Gemeinde ein «Tea Room Bauernstüli» in Inseraten angekündigt habe, anlässlich der Kilby spiele das «Oberländer-Boys-Trio» auf.

Inzwischen stösst man sich kaum mehr an «Swiss Singers», die im «Leicester Square Pub» von Oberwolgensingen auftreten. Man scheut sich – angesichts der ausgebrochenen Dialekt-Euphorie – nicht mehr, sogar so weit zu gehen, statt Bureschübling ganz offen Puureschüblig anzupreisen und Todesanzeigen in Mundart abzufassen: «Gott äm Härr hätt gfallä, de Heiri Chäller scho im Sibenesächzgischä zu sich zberüäfä ...»

Mir kann das weniger gefallen – als ob man sich im Alltag so ausdrückte! In den Kulturspalten mancher Zeitungen geht der Streit um die Frage, was wichtiger sei, die Schriftsprache oder die Mundart besonders zu pflegen. Immer mehr Zeitgenossen halten sich deshalb bei Auftritten vor der Öffentlichkeit an die bewährte goldene Mitte: Sie reden hochdeutsch gesteuerte Mundart. Weder Fisch noch Vogel; ein merkwürdiges Gemisch:

«Was mir schon immer gfallä hätt, ist der alte Schüttelreim:

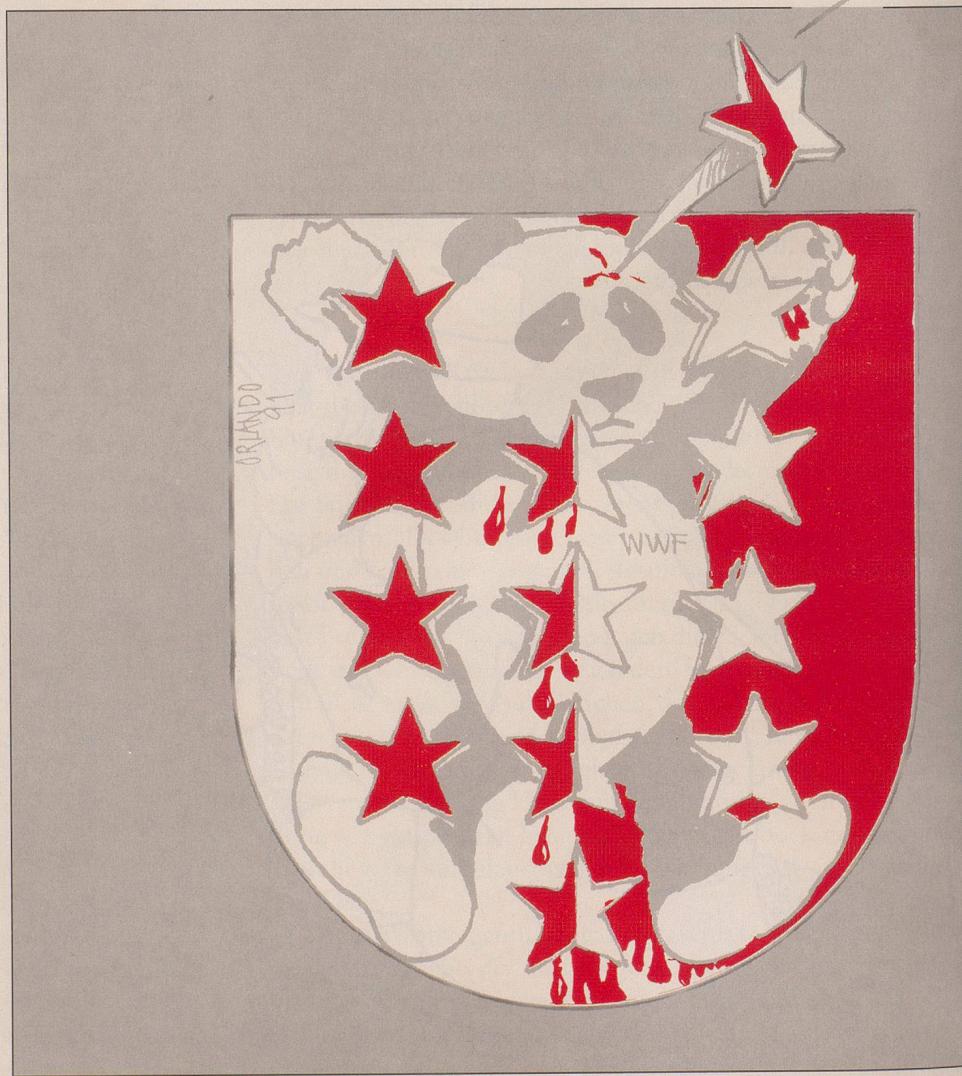
Vielleicht wird der Grund dafür deutlich aus dem, was Einstein später einmal schrieb: «Die Beschränkung der wissenschaftlichen Erkenntnisse auf eine kleine Gruppe von Menschen schwächt den wissenschaftlichen Geist eines Volkes und führt zu dessen geistiger Verarmung.»

Ehrlicherweise muss ich anfügen, dass ich besagte «Relativitätstheorie» trotz ihrer gemeinverständlichen Darstellung nicht verstanden habe. Fachleute sind Menschen, die über immer weniger immer mehr wissen und deshalb eines zusätzlichen Wortschatzes bedürfen. Dass sie ihn gegenüber Fachkollegen anwenden, ist verständlich. Wenn sie ihn aber gegenüber dem gemeinen Volk pflegen, um ihre fachliche Unsicherheit zu vertuschen oder um ihrem Wissen die gebührende Weihe zu verleihen, sollten wir Nicht-Experten freilich nicht einfach beeindruckt geistig strammstehen, sondern uns darüber amüsieren – wie über jene Normalmenschen, die ihrem bescheidenen Wissen mit kühnen Anleihen aus der Fremdwörterkiste ebenfalls fachmännlichen Glanz zu verleihen trachten: Die idiosynkratische Reaktion auf mangelnde Akzeptanz sollte nicht redundant sein ...

«Nicht nur, die ihr als Tröpfe kennt, Nein, auch die klüg'ren Köpfe trennt noch jetzt der Sprache Kunterbunt: Nicht mischen man sie bunter kunnt!»

Idiosynkratische Redundanz

Als ich neulich unter meinen Büchern stöberte, fiel mir ein schmales Bändchen in die Hände, das mir immer besonders lieb war: Albert Einsteins «Relativitätstheorie», vom Autor selber eigens «gemeinverständlich» dargestellt – und dies schon 1916! Da hat doch einer der genialsten Fachleute der Welt es schon vor über 70 Jahren für wichtig und nicht unter seiner Würde gehalten, sich um Gemeinverständlichkeit zu bemühen.



Da zweifelt man an der Zuständigkeit Goethes, der meinte: «Die Sprache bleibt ein reiner Himmelshauch», und man neigt eher zur Meinung Talleyrands: «Die Sprache wurde dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen.»

Doch statt solcherart Kritik zu üben, haben wir Dringenderes zu tun. Und wenn ich schon am Zitieren bin — ein Hinweis des Dichters E. M. Arndt weist in die Richtung wichtiger aufbauender Aktivitäten: «Eine Sprache muss verarmen ..., wenn ganze Seiten von ihr geradezu brach liegen.» Es ist ermutigend und beispielhaft, was bezüglich Bereicherung alles im Gange ist.

Ein herrliches Herrlein

Sogar das Gemeindepaläament der sechstgrössten Schweizer Stadt nahm sich jüngst reichlich Zeit zur Behandlung des sprachlichen Grundsatzproblems, ob es noch richtig, zeitgemäß und nötig sei, auf amtlicher Seite zwischen Frau und Fräulein zu unterscheiden. Da liegt in der Tat einiges brach.

Jene Fraktion, welche das endgültige Verschwinden des Fräuleins fordert, droht bereits damit, dass andernfalls für junge

oder unverheiratete Männer die Bezeichnung «Herrlein» eingeführt werden müsse. Gleicher Recht für alle! Angehörs dieses neuen Wortes stellt sich bei mir vorerst zwar noch jener Anflug von Erheiterung ein, der mich stets befallt, wenn ich in ländlichen Gegenden in Todesanzeichen lese, der *Jüngling* Josef Koller sei im Alter von 84 Jahren sanft entschlafen. Ehrlich: Ich würde den Verzicht auf das Fräulein bedauern. Wie überaus menschlich tönt es doch, wenn in einer Beiz der Gast mit «Fröllein!» nach der Bedienung ruft; und wie barsch, wenn er nach «Frau» schreien müsste. Gerade bei «Fräulein», so scheint mir, zeigt sich: «Die Sprache ist der volle Atem menschlicher Seele.» (Jakob Grimm)

Und überhaupt: Wie sehr kann man das Herz so mancher unbekannten Dame im Alter ihrer Midlife-crisis nachhaltig erfreuen, wenn man sie Fräulein nennt. Sie dankt es mit einem freundlichen Lächeln. Mit der Verarmung der Sprache verarmt oft auch das Klima.

Wichtiger ist vielmehr, die brachliegenden Bereiche aufzuforsten.

Erfreulicherweise gehen Journalisten voran. Kaum einer, der seine Aufgeschlossenheit nicht beweist und dem Verdacht, er sei ein Macho und Pascha, nicht vorbeugt, indem er von BesucherInnen und DemonstrantInnen und KäuferInnen schreibt. Ich rege an, dass man auch auf GästInnen übergeht; auch LehrkörperInnen schiene mir erwägenswert, vielleicht auch VersammlungInnen und GemeinschaftInnen. In kantonalen Parlamenten versucht man es ja schon seit einiger Zeit erfolgreich mit «Mitgliedern und MitgliederInnen».

Und wie immer angesichts von ernsthaften Problemen sollte man auch und vor allem an den Nachwuchs denken: Es geht nun doch einfach nicht mehr an, in unentwegter maskuliner Vorherrschafts-Attitüde von Jugendlichen zu sprechen, wo doch JugendlichInnen nicht nur umfassender, sondern auch gerechter wäre; auch KinderInnen.

Schwierigkeiten werden zwar nicht ausbleiben, dürfen aber überwindbar sein. So möchte ich mich mitnichten der Gefahr aussetzen, als reaktionär-patriarchalisches Mannsbild verdächtigt zu werden, wenn ich — nicht ohne eine gewisse Genugtuung — darauf hinweise, dass es heute neben KindergartenInnen ja auch Kindergarten gibt, dass demnach «KindergartenInnen» angezeigt wäre; und da es sich bei den von ihnen betreuten Kleinen rechtens um KleinInnen handelt, schiene es mir geboten, endlich das Wort «KinderInnengärtnerInnen» zu kreieren. Und natürlich auch JugendInnenhelferInnen.

WirInnen werden noch viel zu tun haben!

SPOT

■ Interpretation

An der Frauensession im Berner Bundeshaus meinte Ständerätin Josy Meier: «Vor 20 Jahren hat man uns gesagt: «Die Frau gehört ins Haus». Das stimmt, nur hatten wir dies nicht richtig verstanden. Natürlich gehören wir ins Haus — ins Bundeshaus!» *kai*

■ Respektabel

Die Frage, ob eine Dame in leitender Stellung als «Frau Präsident» anzusprechen sei, löste ein Luzerner Grossrat auf seine Weise, indem er sich an «Herr Präsidentin» wandte ... *ad*

■ Trotzdem

Mit einer verbaseldytschten Anleihe bei Dürrenmatt begründen die Bebbi, weshalb sie 1991 trotzdem ihre Fasnacht machen: «Die beschi Waffe gege Macht isch, wemme offe drierer lacht!» *ui*

■ Schwerer Verzicht?

Stammtisch-Kommentar zur Mitteilung, Zürichs Stadtpräsident habe seine Teilnahme an der Zürcher Fasnacht abgesagt: «Sicher kein schwerer Verzicht, er hat ja noch den Stadtrat.» *G.*

■ Musterbeispiel

Auf dem Merkblatt zum neuen Posttarif steht, der grösste Teil unserer privaten Korrespondenz könne unverändert zu 50 Rappen aufgegeben werden — «zum Beispiel ... die Steuererklärung!» Eigentlich schade, dass wir für diese Einladung zum Schröpfen nicht auch mehr berappen müssen. *ea*



«Haltla — überholen verboten!» *öff*

■ Rat

Marcel Cueni, Regierungsstatthalter des Laufentals, lässt sich pensionieren, um ein Beratungsbüro für Gemeinden zu eröffnen. Dazu die *Berner Zeitung*: «Als Ex-Statthalter der Regierung weiss er natürlich, dass guter Rat oft teuer ist.» *kai*

Im Wallis fliesst —
nebst dem Wein —
nun auch das Blut.

ORLANDO EISENMAN

Der Unterwalliser Regionalkoordinator des World Wildlife Fund (WWF) wurde in der Nacht zum 4. Februar in seinem Chalet in Vercorin VS von drei Männern mit Holzstöcken und Fäusten zusammengeschlagen. Dies dürfte ein nach Walliser Art verabreichter «Denkzettel» sein, weil sich der WWF mit Einsprachen gegen umstrittene Bauvorhaben wehrt. Wer sich im Umweltschutz engagiert, gilt im Wallis für viele immer noch als Provokateur, dem der «Tarif» handfest erklärt werden muss.